

Vändern. Mit Recht erklärt er am Schluß: „Jeder Katholik darf stolz auf diese Glanzperiode historischen Forschens und Schaffens zurückschauen“ (S. 586).

„Die bildende Kunst“ von P. Albert Ruhn O. S. B. ist eine besonders dankenswerte, anmutige Gabe. Wie hold und licht steht da die katholische Kirche vor uns im Gegensatz zu den Bilderstürmern! Die sachkundigen Urteile über Humanismus, Renaissance, Raffael, Michelangelo, Dürer, der als Katholik gestorben (S. 641), vor allem auch über den Barockstil sind hochbedeutungsvoll.

Der Aufsatz „Der Katholizismus und die Literaturen Europas im 16. und 17. Jahrhundert“ von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Dohl fällt insofern etwas aus dem Rahmen der übrigen, als hier ein mehr polemischer Ton herrscht. Freilich läßt sich das begreifen, weil gerade auf diesem Gebiete die Gehässigkeit von der andern Seite sehr groß ist. Die Fülle des Stoffes wirkt fast erdrückend. Unsern Akademikern sei die inhaltreiche Abhandlung warm empfohlen; alle aber mögen die Schlußmahnung beherzigen, „die katholische Literatur unserer Zeit mit zielbewußter Kraft immer und überall zu fördern“ (S. 711). Das *Catholica sunt, non leguntur* gilt ja leider nicht nur von den Gegnern. Auch viele Katholiken holen ihre geistige Nahrung aus nicht-katholischen Büchern und Zeitschriften und stehen da oft voll Bewunderung vor spärlichen Goldhörnern, die von den Goldbarren des katholischen Schrifttums stammen.

Seminaradministrator Dr. Max Flueter bietet in der Abhandlung „Die Musik auf dem Boden der katholischen Reformation“ interessante Ausführungen über die Abhängigkeit der weltlichen Musik von der kirchlichen, über das Kirchenlied, Palestrina und das Oratorium.

Die geschmackvolle Ausstattung des prächtigen Werkes durch den rühmlich bekannten Verlag Benziger verdient um so mehr Dank und Anerkennung, als die Schwierigkeiten in dieser Kriegszeit gewaltig sind.

Mögen viele Katholiken sich an dem Trostbuche, dessen Benutzung ein ausgezeichnetes Inhaltsverzeichnis erleichtert, erfreuen und erbauen und daraus neue Liebe und Begeisterung für ihre heilige Mutter schöpfen! Möge es aber auch in die Hand vieler Andersdenkender kommen, damit manche lernen, veraltete Vorurteile abzulegen und auch Katholisches gerecht zu beurteilen. *In viam pacis!*

Balthasar Wilhelm S. J.

Philosophie.

Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchungen zur Philosophie und positiven Wissenschaft von Dr. Karl Marbe. gr. 8° (X u. 422 S.) München 1916, Beck. M 12.—

Daß es in der Welt Gleichförmigkeit gibt, ist eine allbekannte Sache, die schon vor aller wissenschaftlichen Untersuchung feststeht. Irgend zwei ähnliche Gegenstände oder Ereignisse sind schon gleichförmig, und wieviel dergleichen gibt es! „Schon die ganz laienhafte Betrachtung der Körperwelt zeigt uns eine große auffällige Ähnlichkeit oder Gleichförmigkeit der einzelnen Körper. Die Bäume

eines forstwissenschaftlich angelegten Nadelwaldes weisen unter sich eine große Übereinstimmung auf, und alle Bäume überhaupt, ja fast alle Pflanzen zeigen eine gewisse auch für den Laien unverkennbare Gleichförmigkeit. Dasselbe gilt von den Menschen einerseits, den Pferden andererseits und allen Tieren überhaupt. Unzählige andere Beispiele für diese jedem Laien offenbare Gleichförmigkeit der Körper innerhalb eines Zeitabschnittes ließen sich anführen“ (S. 20). „Die Kulturen der verschiedensten Völker zeigen bekanntlich alle ähnliche Erscheinungen“ (23). Sache der Wissenschaft ist es, Gleichförmigkeiten ans Licht zu bringen, die erst durch genauere Untersuchungen auffindbar sind, das Wesen der Gleichförmigkeit klarzustellen, ihre Unterarten anzugeben, auf ihre Bedeutung für das Reich des Seins und für das Geistesleben hinzuweisen, vor allem aber die Gründe der Gleichförmigkeit zu zeigen, die näheren und die letzten oder den letzten. Verborgene Gleichförmigkeiten aufzufinden und deren nächste Gründe anzugeben ist eigentlich Sache der Einzelwissenschaften; sie schaffen Stoff herbei für eine allgemeine Lehre von der Gleichförmigkeit, die philosophisch Wesen, Einteilung, Bedeutung und letzten Grund der Gleichförmigkeit aufstellen soll. Marbe erklärt in bezug auf eine allgemeine Gleichförmigkeitslehre, „daß es gegenwärtig nicht im entferntesten möglich ist, eine wirklich befriedigende universelle Theorie der Gleichförmigkeit vorzutragen“ (405); aber die Arbeit, die er zur Anbahnung einer solchen Lehre geleistet hat, verdient alle Anerkennung.

Unterarten der Gleichförmigkeit sind z. B. die „lokale“, die „temporale“ und die „ideale“, d. h. die Gleichförmigkeit von nebeneinander bestehenden, nacheinander bestehenden oder unabhängig von Zeit und Raum gedachten Gegenständen. — Von hoher Bedeutung ist die Gleichförmigkeit für die Induktion und die Begriffsbildung; die Bildung der Allgemeinbegriffe, wie Mensch, Pflanze, hat die Gleichförmigkeit der in vielen Einzelweisen vorfindbaren Menschennatur, Pflanzennatur usw. zur Voraussetzung. Der Hinweis auf die Bedeutung für die Begriffsbildung legt den Gedanken nahe, daß eine allgemeine Lehre von der Gleichförmigkeit nicht nur „große und auffällige“ Ähnlichkeiten, sondern überhaupt jegliche Art von Ähnlichkeit behandeln soll; denn um den Überallgemeinbegriff des Gegenstandes, des Seins, des Etwas zu bilden, wird auch eine Ähnlichkeit vorausgesetzt, aber es genügt die allerschwächste; die Scholastik unterscheidet hier zwischen vollkommener Gleichheit — diese ist Voraussetzung der strengen Allgemeinbegriffe — und bloßer Angleichung, Analogie, die zu Angleichungsbegriffen führt; ein solcher Angleichungsbegriff ist z. B. der Begriff des Seins in bezug auf das Geschöpf und den Schöpfer, der Begriff der Sünde in bezug auf persönliche Sünde und Erbsünde.

Einen großen Teil seines Buches verwendet Marbe dazu, um auf Gleichförmigkeiten aufmerksam zu machen, die nicht so offen zutage liegen. Entsprechend seinem besondern Arbeitsgebiet entnimmt er die Beispiele mit Vorliebe dem Gebiet der Seelenlehre; es handelt sich dabei aber nicht zu sehr um die Gleichförmigkeit aller Menschen, als vielmehr um die vieler oder einiger Menschen. Von 300 Versuchspersonen, denen die Aufgabe gestellt wurde, auf ein ihnen dargebotenes Wort hin möglichst schnell ein anderes Wort zu sagen oder aufzuschreiben, beantworteten fast 30 Prozent das dargebotene Wort Acker mit dem

Worte Feld. Ein und derselbe Schreibfehler wird oft übereinstimmend von 33 bis 70 Prozent der Versuchspersonen gemacht; Marbe hält es nicht für ausgeschlossen, daß diese Untersuchungen noch einmal für die Textkritik nutzbar gemacht werden können. Übereinstimmende falsche Zeugenaussagen können auch ohne gegenseitige Verabredung leicht infolge gleichförmiger Vorbedingungen, z. B. einer Suggestion, zustande kommen. Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, „daß die historisch wichtige psychische Gleichförmigkeit in viel höherem Maße besteht, als man ohne Experimente angenommen hätte“ (93). Es sind, wie es scheint, merkwürdige, durch die Statistik aufgedeckte Gleichförmigkeiten, welche Marbe zu einer den Logiker stark berührenden Darlegung von Problemen der Wahrscheinlichkeit und der Wahrscheinlichkeitsrechnung führten. Nicht nur Theorie wird hier geboten, sondern es ist auch ein gewaltiger, erfahrungsgemäß gegebener Stoff verarbeitet. Es hat den Anschein, als ob hier der Schwerpunkt des ganzen Buches läge. Höchst verdienstvoll ist die Erörterung über den „statistischen Ausgleich“, wonach ein Ereignis, das nach der rein mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, doch naturphilosophisch als jeder Wahrscheinlichkeit bar und als sicher nicht eintretend betrachtet werden muß (259). Rein mathematisch betrachtet besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß jemand, der eine gleichmäßig gearbeitete Münze auswirft, tausendmal hintereinander „Wappen“ wirft; die Wahrscheinlichkeit ist $1 : 2^{1000}$. Naturphilosophisch sind wir sicher, daß der Fall nicht eintritt. Rein mathematisch läßt sich die Wahrscheinlichkeit, daß ein Jahr lang in Berlin nur Knaben geboren werden, durch eine Formel angeben, die einen positiven Wert hat; naturphilosophisch ist diese Wahrscheinlichkeit Null. Ein eigentlicher Widerspruch liegt dabei nicht vor, da nicht dasselbe von demselben in derselben Weise behauptet und verneint wird; wo die Verschiedenheit zu suchen ist, ist eine andere Frage. Übrigens schlägt diese Betrachtung auch in die Theorie des teleologischen Gottesbeweises hinein.

„Die wichtigste Frage im Gebiet der Theorie der Gleichförmigkeit ist aber die Frage nach den Gründen, aus welchen die Gleichförmigkeit vorhanden ist“ (405). Diese Gründe lassen sich unterscheiden in nächste und letzte. Die Erfahrungswissenschaften können zur allgemeinen Lösung dieser Frage den Stoff liefern, auch können und sollen sie die nächsten Gründe der von ihnen erkannten Gleichförmigkeiten klarlegen. Aber die letzten Gründe oder den letzten Grund zu suchen, ist eine Aufgabe, die über den Bereich der Erfahrungswissenschaften hinausliegt und der Philosophie zufällt. Marbe weist auf einen Satz hin, der zur Aufhellung der nächsten wie letzten Gründe der Gleichförmigkeit dienen könnte: Die Gleichförmigkeit der Gegenstände oder Ereignisse ist zurückzuführen auf die Gleichförmigkeit der Bedingungen dieser Gegenstände oder Ereignisse. „Die Gleichförmigkeit, so meinten wir immer wieder, resultiert aus der Gleichförmigkeit der Bedingungen“ (409). Marbe selbst ist nicht so ganz befriedigt von diesem Satz. „So richtig nun dieser . . . Satz ist und so fruchtbar er in heuristischer Beziehung vielfach sein mag, so ist er doch nicht nur nicht ausreichend, sondern überhaupt ungeeignet, tiefere Einsichten in das Wesen der Gleichförmigkeit in der Welt zu vermitteln“ (409). In der Tat darf man die Bedeutung

des Satzes nicht überschätzen. Er ist zunächst ungeeignet, die Frage nach dem letzten Grund der Gleichförmigkeit zu beantworten. Denn nehmen wir an, A_1 und A_2 seien gleichförmige Gegenstände oder Ereignisse, so behauptet der genannte Satz zweierlei, einmal, daß sowohl A_1 wie A_2 auf Bedingungen zurückzuführen seien — sie mögen B_1 bzw. B_2 heißen —, sodann daß B_1 und B_2 gleichförmig seien. Jetzt stehen wir vor derselben Aufgabe wie vorher: Woher rührt die Gleichförmigkeit von B_1 und B_2 ? Von C_1 und C_2 . Woher diese? Das Problem wird nur zurückgeschoben, nicht gelöst. Schon diese Tatsache, daß der Satz zu einem so ganz unbefriedigenden Endergebnis führt, ist ein schweres Bedenken gegen seine Nichtigkeit, ja ein Beweis seiner Unrichtigkeit; er ist daher an sich nicht einmal geeignet, die nächsten Gründe einer Gleichförmigkeit aufzuspüren; nur zufällig kann er hier einmal von Nutzen sein. Es ist aber doch ein Körnchen Wahrheit in ihm; wo dieses liegt und wie der Satz zu verbessern ist, dürfte folgende Erwägung zeigen. Nehmen wir an, E_1 und E_2 seien zwei Eichbäume, also gleichförmige Gegenstände. Gewiß ist es jetzt möglich, daß E_1 von einer Eiche F_1 und E_2 von F_2 herkommt. Aber es ist auch möglich, daß beide von ein und derselben Eiche G sich herleiten; und es ist möglich, daß E_1 von E_2 oder E_2 von E_1 stammt. Was wirklich vorliegt, ist aus der bloßen Tatsache der Gleichförmigkeit nicht zu entscheiden. Gewiß würde der ein vorschnelles Urteil fällen, der nur an die eine Möglichkeit dächte und ohne weiteres behauptete: E_1 stammt von E_2 . Mit vollem Recht wendet sich Marbe (93 u. 94) gegen Mythologen und Historiker, die aus der Gleichförmigkeit oder Ähnlichkeit sofort auf Entlehnung schließen, ohne zu bedenken, daß auch ähnliche Vorbedingungen den Grund für die ähnlichen Erscheinungen abgeben können; dieser Vorwurf trifft besonders die Vertreter einer unwissenschaftlich verfahrenen Religionsgeschichte. Aber wenn es verfehlt ist, aus der Ähnlichkeit immer auf Entlehnung zu schließen, so ist es auch verfehlt, immer ähnliche Vorbedingungen als Grund der Ähnlichkeit anzunehmen. Den Ausweg aus der Verlegenheit bietet der Satz von der Ursprungseinheit ähnlicher Dinge. Dieser Satz, der schon vor Jahrhunderten von der Philosophie aufgestellt und in neuerer Zeit das henologische Prinzip genannt wurde, ist der rechte Ausgangspunkt für die Entdeckung der Gründe und insbesondere des letzten Grundes der Gleichförmigkeit in der Welt. In dieser Zeitschrift 83 (1912) 423—437 wurde der Satz ausführlicher behandelt; er kann so gefaßt werden: Ähnliche Dinge (Gegenstände, Ereignisse) sind verwandt, sei es in gerader Linie, sei es in Seitenlinie; oder so: Sind A_1 und A_2 untereinander gleichförmig, so stammt entweder A_1 von A_2 , oder A_2 von A_1 oder beide stammen letzten Endes von demselben Z . Ist die erste Möglichkeit verwirklicht, so kann immer noch A_1 mittelbar oder unmittelbar von A_2 herrühren; wäre umgekehrt A_2 von A_1 , so könnte auch dies mit oder ohne Zwischenglieder statthaben; läge der dritte Fall vor, so könnten A_1 und A_2 entweder beide unmittelbar oder beide mittelbar (über B_1 , B_2 ; C_1 , C_2 usw.) von Z herkommen, oder es wäre das eine mittelbar, das andere unmittelbar von Z . Welche der drei Hauptmöglichkeiten und der vielen untergeordneten Möglichkeiten im einzelnen Falle wirklich ist, das muß auf anderem

Wege festgestellt werden; jedenfalls ist das Band der Ursprungseinheit um die gleichförmigen Dinge geschlungen. Demnach gibt der Satz: „Gleichförmigkeit ist auf Gleichförmigkeit der Bedingungen zurückzuführen“, nur eine untergeordnete Möglichkeit von einer von drei Hauptmöglichkeiten wieder, dazu noch unter Ausschließung des letzten Grundes. Will man also den Satz retten, so gebe man ihm folgende Fassung: Gleichförmigkeit ist in vielen Fällen zunächst auf Gleichförmigkeit der Bedingungen zurückzuführen; auch so behält er heuristischen Wert. So faßt ihn auch Marbe wenigstens an einer Stelle (18): „Aber nichtsdestoweniger schließen wir oft aus gleichen Phänomenen auf gleiche Ursachen.“

Der Satz von der Ursprungseinheit ähnlicher Dinge trägt wirklich dem über alle Vielheit hinausstrebenden Einheitsbedürfnis des Menschengesistes Rechnung. Er führt unweigerlich zum letzten einheitlichen Ursprung aller Gleichförmigkeit, zum unendlichen Quell alles Seins, zu Gott. Denn alle Dinge sind wenigstens ein Etwas, ein Sein, und insofern gleichförmig. Nach dem genannten Satz lassen sich aber zwei gleichförmige Dinge immer auf eines zurückführen, das die Ursprungseinheit bildet: entweder ist das eine Ding Ursprung des andern, oder das andere Ursprung des einen, oder ein drittes Ursprung beider. Die fortgesetzte Anwendung des Satzes verringert fortgesetzt die Menge der zu betrachtenden Dinge und läßt zuletzt nur mehr ein einziges Sein übrig, das der letzte Ursprung alles andern Seins und aller Gleichförmigkeit ist, das ebendeshalb underursacht da ist; es ist Gott. Hier ist „die Krone einer univervellen Theorie der Gleichförmigkeit“ (410), nicht aber in der Annahme endlos zurückgehender paralleler Reihen von gleichförmigen Bedingungen; diese Parallelen müssen sich einmal in der Unendlichkeit schneiden. Ebenso wenig liegt der Höhepunkt einer allgemeinen Gleichförmigkeitslehre in der resignierten Annahme eines nach seiner Herkunft nicht weiter erklärbaren, zu Gleichförmigkeiten führenden Anfangszustandes der Welt. Marbe selbst sagt: „Man sieht in dem ältesten Anfangszustand, auf den sich unsere Betrachtung erstrecken könnte, ein historisches Faktum, das man, wenn man es nicht etwa einem Schöpfer zuschreiben will, einfach als gegeben hinnehmen muß“ (410). Das ist ehrlich gesprochen. Man steht vor der Wahl, entweder einen Schöpfer anzunehmen oder auf die letzte Erklärung zu verzichten. Keine wahre Philosophie kann auf die letzte Erklärung verzichten.

Neben dem unmittelbar die Gleichförmigkeit betreffenden Satz von der Ursprungseinheit ähnlicher Dinge verdient noch der Ursachensatz einige Beachtung. Über die Abgrenzung der Begriffe Ursache und Bedingung wollen wir in diesem engen Rahmen nicht rechten. Auch sei nur im Vorübergehen kurz darauf hingewiesen, daß bei der Frage nach dem Vorhergehen der Ursache vor dem Verursachten manche Unklarheit verschwindet, wenn man den Unterschied zwischen zeitlichem und seinsgemäßem Vorhergehen (*prioritas temporis*, *prioritas naturae*) beachtet; jede Ursache geht seinsgemäß dem Verursachten vorher, insofern sie eben dem Verursachten zum Dasein verhilft; dabei können Ursache und Verursachtes zeitlich zusammen sein. Wir wenden uns dem Ursachensatz selbst zu. Folgender Satz: „Alles, was ist und geschieht, ist die notwendige Wirkung einer Ursache“, wird (3) als einer der „populären Kausalsätze“ bezeichnet, und zugleich

wird gesagt, er gehöre zu jenen Sätzen, mit denen wir alle im gewöhnlichen Leben tagaus tagein operierten. Das dürfte denn doch zuviel behauptet sein. Jedenfalls verwendet ein großer Teil der Menschen auch im gewöhnlichen Leben nicht diesen Satz, weil er eben in dieser Allgemeinheit unhaltbar ist. Der Satz: Alles, was ist, ist die Wirkung einer Ursache, kann schon deshalb nicht richtig sein, weil sonst Gott auch die Wirkung einer Ursache wäre; sehr gut aber ist der Satz: Alles, was außer Gott da ist, ist die Wirkung einer Ursache. Ebenso muß der Satz: Alles, was geschieht, ist die notwendige Wirkung einer Ursache, abgelehnt werden, weil er entweder mißverständlich gefaßt ist oder die Beugnung der Willensfreiheit enthält. Soll er heißen: Alles, was geschieht, ist die notwendige, aber niemals die freigewollte Wirkung einer Ursache, so ist damit die Willensfreiheit gelehnet. Soll er heißen: Alles, was geschieht, setzt notwendigerweise eine Ursache voraus, so hätte er allerdings einen sehr wahren Sinn, wäre aber in der Form: Alles, was geschieht, ist die notwendige Wirkung einer Ursache, mindestens sehr mißverständlich gefaßt. Mit der Ansicht, daß dieser „populäre Kausalsatz“ durch einen andern Satz ersetzt werden müsse, hat Marbe völlig recht; er bietet folgenden Ersatz: „Alle Erscheinungen sind in ihrem Eintritt und Ablauf von bestimmten unmittelbaren Bedingungen abhängig“ (19). Das befriedigt wenigstens als allgemeiner Kausalsatz nicht ganz, schon deshalb nicht, weil das Wort Ursache umgangen ist; sodann auch, weil die Aussage auf „Erscheinungen“ eingeschränkt wird. Die Scholastik faßt den allgemeinen Kausalsatz ungefähr so: Alles, was geschieht, rührt von einer Wirkursache her; ferner: Alles, was da ist, aber den vollaussreichenden Grund seines Daseins nicht in seiner Wesenheit hat, verdankt sein Dasein einer Wirkursache; die Wirkursache wirkt entweder mit Freiheit oder mit Notwendigkeit. Dagegen kann Marbes Satz an sich kaum beanstandet werden, sicher nicht, wenn man „Bedingung“ so allgemein faßt, daß es auch Ursache sein kann. — Wegen des Widerspruchs mit der vollständig bewiesenen Willensfreiheit kann auch der psychophysische Parallelismus, der „die geistigen Vorgänge als Begleitvorgänge gewisser materieller Prozesse, durch welche sie eindeutig bestimmt werden“ (110), betrachtet, nicht eine wohlbegründete Hypothese genannt werden. Wenn jede Willenshandlung durch materielle Prozesse eindeutig bestimmt ist, ist es um die Freiheit geschehen. Gegen den Satz, daß jede Hypothese weichen muß und jede Wahrscheinlichkeit hinfällig ist, sobald das Gegenteil sicher feststeht, wird auch noch an einer andern Stelle gefehlt. Es wird nämlich (26) behauptet, daß „angesichts des gleichförmigen Charakters des Geschehens in der Welt“ die „polyphyletische“ Entstehung der Lebewesen vor der „monophyletischen“ die größere Wahrscheinlichkeit voraus habe; unter dem Begriff der monophyletischen Entstehung der Lebewesen „faßt man bekanntlich Ansichten wie die, daß die Menschen von einem Paar abstammen oder daß sich alle Lebewesen aus einer einzigen Zelle entwickelt haben, zusammen“. Demnach sagt Marbe auch, die Abstammung der Menschen von mehreren Urpaaren habe die größere Wahrscheinlichkeit für sich. So kann man reden, wenn man nur die eine Tatsache der so vielfach beobachteten Gleichförmigkeit vor Augen hat, nicht aber, wenn man auch andere einschlägige Tatsachen kennt. Eine Tatsache ist das Vorhanden-

sein der untrüglichen göttlichen Offenbarung, und die lehrt uns klar, daß die Menschheit von einem einzigen Urpaar abstammt. Darum hat die entgegenstehende Behauptung keine Wahrscheinlichkeit für sich. Man kann wohl sagen: Es hätte so sein können. Aber ist nicht so gewesen. Wenn man sich für die Ansicht von der polyphyletischen Abstammung der Menschen auf ähnliche Fälle beruft, so macht man sich einer ungerechtfertigten Verallgemeinerung schuldig.

Marbes Gedanken können ergänzt werden durch einen Hinweis auf die Ungleichförmigkeit in der Welt. Die ist ebenso unleugbar wie die Gleichförmigkeit. Die Ungleichförmigkeit bringt die Mannigfaltigkeit in die Einheit. Was wäre das Weltall, wenn es nur aus lauter gleichen Kieselsteinen bestände! „Das Weltall wäre nicht vollkommen, wenn sich nur ein Wertegrad in den Dingen fände“, non enim esset perfectum universum, si tantum unus gradus bonitatis inveniretur in rebus, sagt der Fürst der Scholastik (S. Thomas, Summa theologica 1, q. 47, a. 2). Auch die Ungleichförmigkeit will erklärt sein. Die Philosophie forscht nach ihrem letzten Grund; dieser liegt nicht im Zufall, dagegen spricht schon der wunderbare Zusammenklang all der verschiedenen Dinge; auch nicht in einer Vielheit verschiedener Anfangszustände oder verschiedener Schöpfer, denn auch vor dieser Vielheit müßte wieder die Einheit stehen (vgl. S. Thomas, Contra gentiles 2, 39—45). Die Verschiedenheit der Welt Dinge kommt vielmehr ebenso wie ihre auf der Gleichförmigkeit ruhende Vielheit letzten Endes von Gott. Von ihm ist sie gewollt und hervorgebracht. Er schafft die Welt, damit andere Wesen zu ihrem eigenen Wohl an seinem Sein teilnehmen und seine göttliche Vollkommenheit widerstrahlen. Ein endliches Wesen und ein Grad des endlichen Seins nimmt nur sehr unvollkommen teil an Gottes Unendlichkeit und ist eine sehr unvollkommene Nachgestaltung seiner unendlichen Vollkommenheit. Daher schuf er viele und verschiedene Dinge. Der Stein hat wenigstens Dasein und Substanz; die Pflanze hat dazu Leben; das Tier hat sinnliche Erkenntnis; der Mensch hat Geist, Verstehen und Wollen; dazu kommen die Verschiedenheiten der Fähigkeiten und Tugenden der einzelnen Menschen. Jedes Ding ist gut, und alles zusammen ist „sehr gut“ (1 Mos. 1, 31), weil es sich zur wunderbaren Schönheit des Weltalls zusammenschließt. Der Schöpfer aber hat alle diese Vollkommenheiten, die in den Dingen endlich und verstreut sind, in sich vereint, unendlich, ungeteilt, ohne Unvollkommenheit (vgl. S. Thomas, Summa theologica 1, q. 47, a. 1).

Das Wertvollste ist weder die Gleichförmigkeit noch die Ungleichförmigkeit, sondern die vollkommenste Einheit. Aber Gleichförmigkeit und Ungleichförmigkeit haben das gleichförmige Verdienst, daß sie zur Erkenntnis der vollkommensten Einheit hinführen. Die Gleichförmigkeit aller Welt Dinge im Sein führt zur Erkenntnis des Daseins Gottes als des einheitlichen Ursprungs von all diesem Sein, während Ungleichförmigkeit uns besonders eine tiefere Erkenntnis des göttlichen Wesens öffnet, da wir aus all den verschiedenen Vollkommenheiten der geschöpflichen Dinge mit vollstem Recht auf den Reichtum der göttlichen Vollkommenheiten schließen.